

Daan Heerma van Voss
Heute kein Abschied

ROMAN

Aus dem Niederländischen
von Gregor Seferens

Diogenes

Die Originalausgabe erschien 2023 bei Atlas Contact,
Amsterdam, unter dem Titel ›Geen vaarwel vandaag‹
Copyright © 2023 Daan Heerma van Voss
Covermotiv: Illustration von Anette Carlsson Moberg,
›As Time Goes By‹
Copyright © Anette Carlsson Moberg

Der Diogenes Verlag wird vom Bundesamt für Kultur
für die Jahre 2021–2025 unterstützt

Die Nutzung dieses Werks für Text und Data Mining im
Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor

Alle deutschen Rechte vorbehalten
Copyright © 2025
Diogenes Verlag AG Zürich
info@diogenes.ch · www.diogenes.ch
In Fragen zur Produktsicherheit (GPSR):
truepages UG (haftungsbeschränkt)
Westermühlstraße 29, 80469 München
info@truepages.de
60/25/44/1
ISBN 978 3 257 07325 6

*Für meinen Vater,
den ich so lange wie möglich vermissen will.*

Inhalt

TEIL I

Liebe und Leid

9

TEIL II

Traum und Tat

121

TEIL III

Haus und Herd

331

TEIL I
Liebe und Leid

Sein Name war

Diese Bekanntschaft wird kurz sein. Kurz, aber notwendig, so wie das nun mal ist mit Warnungen. In diesem Kapitel stirbt bereits jemand. Und dieses endgültige Verstummen wird mehrere Leben in eine Stromschnelle geraten lassen. Der Mann, um den es geht, wird nach der nächsten Leerzeile seine Aufwartung machen. Einen Moment Geduld noch.

Hiermit verspreche ich, dass ich mich nicht aufdrängen werde. Hier und da werde ich mich vernehmen lassen. Bin ich persönlich von dieser Geschichte betroffen? Auf jeden Fall, nie war ich es mehr als hier und jetzt, gerade aufgrund meiner Rolle als Erzähler. Zum Glück für uns beide halten mich mein guter Geschmack und eine Abneigung gegen Sentimentalitäten davon ab, diese Betroffenheit genau zu benennen oder damit zu hausieren. Du wirst mir schon glauben müssen: Diese Geschichte ist wichtig.

Da ist er. Dort, in dem Labyrinth, das wir Schiphol nennen. Sein Koffer ist eingepackt, und nun schlendert er von Terminal zu Terminal und von Halle zu Halle. Es ist Jahre her, dass er zuletzt auf dem Amsterdamer Flughafen war, er hatte vergessen, wie viel Stress dieser Ort ihm bereitet. Was er aber sehr wohl weiß: Wie schlecht Stress für sein Herz

ist. Ihm wurden Tabletten deswegen verschrieben. Tabletten, die er gleich nicht mehr brauchen wird.

Es ist Sonntag, sechs Uhr abends, und für sein Gefühl geht heute alles zu schnell. Die gelben Bildschirme sind zu grell, die Menschen reden zu laut, sie achten nicht darauf, was links und rechts passiert. Er bestellt einen Kaffee – »einen normalen, schwarzen Kaffee in einer üblichen Größe« – und sinkt in einen Schalensessel, der nicht gerade angenehm für seinen Rücken ist. Dieses Niedersinken vollzieht er mit so viel Selbstsicherheit, dass seine Nachbarn von alleine zur Seite rücken, als trauten sie dem Ganzen nicht recht, als hätten sie es mit einer anderen Tierart zu tun.

Doch was wissen sie schon? Sie haben ihn nicht als Dreikäsehoch gekannt, als er mit seinen langen, wollenen Kratzstrümpfen durch die trüben Brabanter Dorfstraßen lief, im Hinkeschritt springend oder Kiesel wegkickend, Autos gab es kaum, vorbei an der Mühle, vorbei an der Sankt Albertuskirche. Sie wissen nicht, wie er als Schüler bereits davon träumte, den Zug zu nehmen, weg, weg. Über die Welt da draußen, die weite Welt da draußen, eingeteilt in dreizeilige Lemmata, las er täglich in der *Enzyklopädie für jedermann*, still für sich, in seinem ungeheizten Zimmer, eine Pferddecke um die Schultern gelegt, während der Geruch von Muttis *Kartoffels* durch die Fußbodenspalten drang. Sie wissen nicht, wie sein Schweiß roch, als er in der großen Stadt zum ersten Mal verliebt war, wie überglücklich er sich fühlte, als die Krankenschwester sagte: Sie sind Vater geworden.

Noch ehe er den dritten Schluck von seinem Kaffee getrunken hat, wird sein Flug aufgerufen, eine betuliche Blech-

stimme aus allen Ecken jeder Halle, jedes Shops, jeden wcs. Dann erklingt sein Name. Er solle sich bitte am Gate melden. Hat er nicht auf die Zeit geachtet? Hat er sich vertan? Er weiß es nicht. Er lässt den Kaffee stehen und macht sich auf den Weg und denkt, während er geht, an seinen Sitz in der Maschine, 17F, an das KLM-Menü, das ihn erwartet, an die extra Minibrezel, auf die er, in Anbetracht seiner Familiengeschichte, ein Recht haben müsste. Doch seine Schritte verlangsamten sich, die Füße schleifen über den Boden, er kommt kaum vorwärts. Hinter den großen Fenstern steigen die Flugzeuge auf, ein donnerndes Dröhnen, einigermaßen gedämpft durch die gutgelaunte Klaviermusik, die Schritte der Menschen um ihn herum, das liebeliche Stimmengewirr. In den nach Fußbodenreiniger riechenden Grotten Schiphols, in dem Streifen Niemandland zwischen Gate D12 und D14, bricht er zusammen. Wie eine Marionette, deren Fäden durchgeschnitten werden, und mit jedem Schnitt ist er weniger er selbst. Er versucht aufzustehen, was ihm nur halb gelingt. Er schwankt weiter. Ungläubig schaut er auf seine Hände, Füße. Dies ist sein Körper, dies ist ein Tag wie jeder andere, eingeklemmt zwischen gestern und morgen, alles in Ordnung. Dies denkt er, und folglich gibt es ihn noch, und folglich ist alles in Ordnung. Sein Name wurde noch mal aufgerufen, er hörte es schon nicht mehr.

Wer ist der Mann, der auf diesen Namen hört? Eine anerkannt schwierige Frage, die umso komplexer wird, je besser man ihn kennt. Wie kann man überhaupt jemanden kurz charakterisieren, wie fasst man die Unendlichkeit eines Menschenlebens in einen einfachen, eindeutigen Satz zusammen, der beginnt mit: Er oder sie *ist*.

Erschwerend kommt hinzu, dass der Mann, um den es geht, notorisch schlecht einzuordnen ist. Mindestens fünf Menschen in der Trauerhalle, in der ihm in acht Tagen die letzte Ehre erwiesen wird, werden irgendwann denken: Wenn man mich fragt, dann habe ich den guten Mann eigentlich kaum gekannt. Ich will dennoch den Versuch unternehmen, ein Bild von ihm zu geben, auch wenn dieses Bild vermutlich mehr einem Schatten als einem Foto ähnelt.

Zunächst die Fakten: Er ist ein Sohn, ein Ex-Ehemann, und er ist Vater von drei erwachsenen Kindern, in chronologischer Reihenfolge: Tessel (1981), Moor (1985) und Cat (1989). Zu ihrer Mutter, Elise, hat er schon seit Jahren keinen Kontakt mehr. Dass er noch nahezu jeden Tag an sie denkt, weiß niemand. Vielleicht ist das besser so.

Nie hat ein Porträt von ihm in der Zeitung gestanden, und es wurde auch nur ein einziges Mal ein Interview mit ihm veröffentlicht, in einer Studentenzeitschrift, über die Stadtfotos, die er im Laufe der Jahre gemacht hat. Vielleicht wird ihm ein Themennachmittag gewidmet, von einem Connaissanceur, in einem kleinen Programm kino, in dem das Flurlicht kaputt ist. Lange war er ein zäher Soloselbstständiger in der immer jungen Filmwelt, und manchmal hatte er sogar »Erfolg«. Doch in letzter Zeit fragte er sich immer häufiger, ob er die geringe Zahl von Jobs, die ihm angeboten wurden, nicht in Verbindung mit dem verhassten Urteil *Rente* bringen musste. Vor zwei Wochen, an einem regnerischen Dienstagabend, kam ihm im Fernsehen eine zuckersüße niederländische Rom Com unter. Nicht einen Schauspieler hätte er beim Namen nennen können. Er erinnerte sich an das, was Gene Grift, sein alter Hollywood-Kumpel,

einst zu ihm gesagt hatte: Dass etwas, ein Job, eine Welt, sich ganz selbstverständlich anfühlt, solange man dazugehört, jedoch vollkommen lächerlich wird, sobald dies nicht mehr der Fall ist. Dort, vor dem Fernseher, wurde ihm bewusst, dass er ein Außenstehender geworden war, und vielleicht war er das schon seit Langem – möglicherweise machte man sich schon seit Jahren lustig über ihn: Wer ist der alte Kerl da hinten auf dem Set?

Er öffnete eine Suchmaske auf seinem Laptop und fand einen billigen Flug, nach Porto. Heute Morgen noch schaute er in den Spiegel und dachte an seinen bevorstehenden Urlaub, den ersten seit Jahren, den er heute Abend mit einem dunkelroten Glas Tawny vor einem der alten, dicht an dicht gebauten Portlokalen am Hafen einläuten würde.

Wie klingt er, wie sieht er aus?

Seine Stimme ist altertümlich, tief und ernst, als wäre sie dazu gemacht, Unglücksnachrichten zu verkünden. Wenn er überwältigt wird, von Wut, von Rührung, von allem, was größer und stärker ist als er, verliert er sich in Gestotter. Er hat eine Radiostimme, die zu seinem Radiogesicht passt. Eine Haut wie Borke – rau, voller Flecken und Grübchen – mit lila Kratzern auf den Nasenflügeln. Eine durchfurchte Stirn, Falten, die durch Nachdenken, schaurige Träume und die Neigung, bei unzureichendem Licht zu lesen, verursacht wurden. Nicht hässlich, eher unfertig. Ein Maler würde sagen, ein mittelalterliches Gesicht aus der Zeit, kurz bevor die Gesichter detailgenau und subtil wurden. Geburtsort: Oosterhout. Geburtsjahr: 1946. Größe: 1,78. Todestag: heute.

Das Zusammenbrechen zwischen zwei Gates, die Marionettenfäden, die durchgeschnitten werden, das Schwanken,

es ist ein primitives Bild. Es ist tierisch, roh. Umstehende erschrecken, aber sehen nicht weg. Sie vergessen zu atmen, ihre Pupillen erweitern sich, sie rufen nach einem Arzt. Aber die Rufe dringen nicht zu ihm durch, höchstens als ferne Schwingungen. Seine Wangen glühen, warum ist es nur so warm?

Die Umstehenden, schauen sie auf einen guten oder schlechten Menschen? Was würden seine Freunde dazu sagen, oder seine Kinder?

Er liebt seine Kinder, gewiss, auf seine Weise. Auf ein Schulterklopfen brauchen sie sich keine Hoffnung zu machen. Liebe strömt stets auf einem Umweg. Am Königinntag zog er früh los, um auf dem allgegenwärtigen, traditionellen Flohmarkt die besten Spielsachen für sie zu finden. In der klammen Morgendämmerung streunte er die Amsterdamer Apollolaan entlang, die Hände tief in den Taschen seiner bretonischen Fischerjoppe, auf der Suche nach Stormtroopern, Ewoks oder Comics für Moor, Buntstiften und Bleistiften für Tessel, Puppen für Cat. Die Beute wartete auf sie, wenn sie, noch benommen vom Schlaf, schlurfend die Treppe runterkamen. Wenn Tessel mit ihrer Familie in Urlaub fährt, stets nach Frankreich, faltet er zu Hause an seinem Schreibtisch die alte Straßenkarte auseinander und steckt Heftzwecke in die Städtchen, wo sie übernachten, um so doch ein wenig mit ihnen zu verreisen. In einstmaligen aktuellen Reiseführern sucht er dann nach netten Cafés, Restaurants, Sehenswürdigkeiten, gut gemeinten Provinzmuseen. Er ruft sie an, erreicht sie aber nicht. Große Aufmerksamkeit für kleine Dinge.

Für andere Seiten seines Charakters lassen sich nicht so

leicht gute Worte finden. Er hat ein aufbrausendes Temperament, auch wenn er das selbst abstreiten würde. Er war kein prinzipieller Gegner von väterlichen Klapsen, wenn ein Kind (der Sohn, Moor) nicht auf ihn hörte. Er hupt Fahrradfahrer ohne Licht an, die sich dann zu Tode erschrecken. Recht so. Wenn jemand im Fernsehen sagt, er oder sie sei *traumatisiert*, verspürt er Lust, etwas kaputtzumachen. Und ja, er hat Fehler gemacht, genug Fehler. Reden wir später drüber, im Augenblick scheint mir das wenig passend.

Guter Mensch, schlechter Mensch, welche Rolle spielen moralische Klischees denn noch, er hat sowieso nicht mehr lange, und wer hat die Autorität, darüber zu entscheiden?

Es geht schnell jetzt. Seine Gedanken an den Sitzplatz, die Flugzeugmahlzeit und das Brezeltütchen, auf das er ein Recht zu haben meint, sind vollkommen verschwunden. Gedankengänge hat er überhaupt nicht mehr, sein Leben läuft vor ihm ab, jedoch auf eine diffuse, komplexe Art, die nur er erklären könnte, wenn er sich nicht in diesem wortlosen, entschwindenden Zustand befände. Ihn beschäftigen Schimmer und Blitze, fragmentierte, eingedickte Erinnerungen und Erlebnisse, die sich aus der Chronologie, die sie an ihrem Platz hielt, gelöst haben. Alles geschieht in ein und derselben Sekunde. Wie das bleiverglaste Kirchenfenster das graue, magere Gesicht von Ehrwürden Doomernik färbte, während er näher kam, immer näher kam, und ihm zublitzelte, wie ein Zyklop. Die erste Nikon F, die er je sah, in Amsterdam, wie es sich anfühlte, sie in die Hand zu nehmen, die Welt durch ein Objektiv zu betrachten, aus der Distanz und dennoch dazugehörig. Der Schlafzimmerblick seiner Ex, Elise, in den ersten gemeinsamen Jahren, die

kleinen, hoffnungsvollen Augen, so unverschämt froh, neben ihm aufzuwachen. Die kühlen Luftströme, die durch das offene Fenster seines gemieteten Cadillacs ins Innere strömten, wenn er durch Hollywood cruiste. Der warme Babygeruch seiner Kinder, als sie ihn noch an sich schnuppern ließen. So viele Leben, vereint in dem einen. Umgeben von den Lampen und flackernden Bildschirmen des Flughafens, sieht er Glühwürmchen, die ersten des Jahres, sie leuchten in Form von kleinen, geschmeidigen, Halogenachten im Dunkel, das sein Elternhaus in der Pastoriestraat in Oosterhout umgibt. Doch als er die Arme ausstreckt, sind sie weg. Er wird abgeschält. Alles, was selbstverständlich war, verschwindet immer mehr. Alles, was einst zufällig war, erscheint jetzt schicksalhaft. Und umgekehrt.

Alles in einer einzigen Sekunde.

Danach verblassen die Blitze, und es bleibt nur ein Nebel aus Eindrücken und Gefühlen, die er einst gehabt oder empfunden hat, und die nun, abgeschnitten von den konkreten Erinnerungen, zu denen sie ursprünglich gehörten, in ihm umherschweben und sich nie wieder setzen werden. Sie entspringen aus ihm, doch sie sind kein Teil mehr von ihm. Als er mit ausgestreckten Armen niedersinkt, reißt er, statt Glühwürmchen, eine Packung Kaubonbons aus dem Verkaufsstand eines kleinen Kiosks. Ein Kind, das exakt diese Tüte haben wollte, zeigt neidisch auf ihn, eine Mutter legt ihre Hand an den Mund, ein Mann, der fünf gebügelte Sakkos in der Hand trägt, lässt sie alle fallen. Doch das Unvermeidliche hat bereits begonnen. Die Umherstehenden sind Zeugen eines ebenso feierlichen wie brutalen Ereignisses: Ein Mitmensch verliert sein Leben.

Die Vielfältigkeit eines Menschenlebens, die Charakterzüge, die niemand anders als der Sterbende jemals an den Tag legen wird, die Gedanken, die kein anderer genau so haben wird, der Besitz, die Gegenstände, die Kindersocken, die Oberhemden, die Turnschuhe, die Entscheidungen, die das Leben zu seinem machten, die Verwünschungen und Versprechen und Verliebtheiten, die Lieder, die er mochte, die Fotos, auf denen er abgebildet ist, der Körper, der blühte, erwachsen wurde und dann allerlei Wehwehchen aufzuweisen begann, und zentral darin das eine Organ, von dem alles abhängt, das allmählich immer langsamer schlägt, langsamer, noch langsamer. So lange dauert das Leben, so viel länger noch dauert der Tod, und so blitzschnell verwandelt sich das eine in das andere.

Niemand ist in der Nähe, um Abschied zu nehmen. Doch dass er allein ist, macht ihm, vielleicht zum ersten Mal nach langer Zeit, überhaupt nichts aus. Es ist eine reine, konzentrierte Einsamkeit, die er empfindet, die eines Sterns oder eines Steins, der von einer Klippe fällt.

Es ist offensichtlich, welches Ereignis sich vor ihm erstreckt. Das spürt er. Obwohl keiner von uns jemals zuvor gestorben ist, wissen wir im entsprechenden Moment, dass *es* geschieht, dass *es* begonnen hat. Es wird schnell passieren, fühlt er, ohne sich zu wundern, möglicherweise sogar mit einem Hauch von Ehrfurcht. Er hatte immer Angst vor dem Tod, vor dem Sterben. Als gäbe es die Möglichkeit, dass er es nicht könnte, ohne dabei seine Würde zu verlieren, dass er bei dieser Prüfung durchfallen könnte. Aber er kann es sehr wohl. Er ist dabei. Ein »Bestanden« winkt.

Er gibt nach. Ein sanftes, warmes Gefühl durchzieht unerwartet seinen ganzen Körper – nie wieder wird ihm jemand Schmerzen zufügen, nie wieder wird er seinen Schmerz an einem anderen rächen müssen. Doch äußert sich dieses Gefühl nicht in einem Lächeln, seine Gesichtsmuskeln erstarren; das Gefühl bleibt ohne sichtbaren Beweis, als hätte es nie existiert. Seine Lungen nehmen nichts mehr auf und stoßen nur noch ein bisschen, bis-sch-en aus.

Es geschah gerade, es geschah, es war geschehen.

Ach ja. Sein Name war Oskar.

Sans rancune

Von den Ereignissen auf Schiphol weiß Tessel noch nichts, als sie in Amsterdam in den Bibliothekssaal kommt, wo sie eine Lesung halten soll; als sie den freundlichen, schnurrbärtigen Veranstalter begrüßt; als sie den fensterlosen Personalraum betritt; als sie ihre Jacke an einen Haken neben dem verdatterten Porträt des Königs aufhängt; als sie an das Pult tritt; als ihr Telefon in der zurückgelassenen Jacke vibriert. Es sind Tessels letzte unwissende Momente, die sie später, wie das so ist, für unverzeihlich arglos halten wird. Derjenige, der sie anruft, ist ihr jüngerer Bruder Moor. Er versucht es weiter – eine Neigung, die Überbringern von schlechten Nachrichten eigen ist.

Doch gerade sind Tessels Gedanken noch beim Pult, beim Publikum und bei dem Thema ihres Vortrags: der allwissende Erzähler. Dem Publikum wäre es lieber, wenn sie aus früheren Werken vorläse, anstatt eine Abhandlung über ein literaturwissenschaftliches Problem wie dieses verdauen zu müssen, das weiß sie, und der schnurrbärtige Veranstalter hat sogar extra um einen Vorleseabend gebeten. Doch Tessel denkt lieber an neue Arbeiten, an die Suche nach dem Neuen – es ist doch schön, die Zuhörer erleben zu lassen, wie eine solche Suche aussieht, sie daran teilhaben zu lassen, ihnen etwas zum Nachdenken zu geben, anstatt

sie mit einer Passage geronnenen Textes, den sie bereits kennen, abzufertigen. Außerdem ist das Problem des allwissenden Erzählers für sie viel mehr als ein verstaubtes Literaturproblem – möglicherweise berührt es ja den Kern dessen, wie wir unser Leben führen.

Während der vergangenen Wochen hat Tessel Gedanken gesammelt, ganz nebenbei. Manchmal ist sie vom Haushalt so erschöpft – weniger von der Erledigung der Arbeiten als vielmehr von deren Organisation –, dass ihr die Energie fehlt, ihre Ideen weiter auszuarbeiten. Sie hofft, aus ihren Notizen werde von selbst etwas erwachsen, doch so funktioniert das nicht, oder nicht mehr. Sie verspürt jetzt bereits Lust, heute Abend zu Clios Zimmer zu gehen, die Tür leise zu öffnen und ihre Tochter zu riechen, das sanfte Auf und Ab ihrer Brust zu beobachten. Warum, weiß sie nicht, aber sie muss an einen Sankt-Martinsabend denken, vor langer Zeit, an dem Moor und sie sich mit verwaschenen Handtüchern, Metalldraht und Bergen von Klopapier als Blumenkohle verkleidet hatten und zusammen durch die dunklen Straßen gegangen waren, mit ihren schaukelnden Laternen, die leuchteten, bis die Lämpchen den Geist aufgaben.

Der Saal ist mehr oder weniger gefüllt, etwa vierzig Zuhörer, nur in der letzten Reihe sind noch ein paar Plätze frei. Sie entfaltet ihr Manuskript. Die gefundenen Gedanken bilden noch weniger ein Ganzes, als sie gedacht hat. Zunächst stehen dort ein paar lose Ideen über die innige Verbindung zwischen dem allwissenden Erzähler und Gott, die Instanz, die nicht nur allmächtig, sondern auch allwissend ist. Ohne allwissenden Gott keine Religion, ohne Gott kein allwissender Erzähler. In den darauffolgenden Absätzen schlägt

sie den Bogen zur klassischen Literatur. Homer und später Dickens, Émile Zola. Erst im letzten Jahrhundert sei der allwissende Erzähler außer Mode gekommen und sogar in Misskredit geraten, die Vorstellung habe man archaisch, lächerlich gefunden. Tessel blättert um, wobei sie sich am Papier einen Schnitt im rechten Zeigefinger zufügt, ein winziger Streifen Blut. Gegenwärtig glaubten die meisten an die postmoderne Theorie, liest sie weiter, dass es Milliarden einzelne Erzähler mit einem eigenen Leben und einer eigenen Geschichte gebe, ohne sich dabei auf etwas oder jemanden stützen zu können, der den wechselseitigen Zusammenhang zwischen all diesen Leben im Blick habe. »Wir sind zu Schauspielern ohne Regisseur geworden, im Zweifel über unseren Text«, sieht sie auf dem Papier. »Wir sind uninspiriert geworden, vielleicht schauen wir sogar auf unser eigenes Leben herab.« Sie hatte gehofft, auf der Basis dieser Punkte improvisieren und extemporieren zu können. Doch an diesem Abend fehlt ihr dazu die Kraft. Eine Schlussfolgerung hat sie noch nicht. Was sie hat, sind zwei Fragen, die sie schon seit Monaten beschäftigen und die sie ihren Zuhörern stellen wollte, um mit ihnen ins Gespräch zu kommen. Doch dies ist nicht der Abend dafür. Die beiden Fragen: Könnte es sein, dass es doch eine Instanz gibt, ein etwas oder einen jemand, der alles über uns weiß? Und wenn ja, würden wir dann hören wollen, was diese Instanz zu erzählen hat?

»Der allwissende Erzähler ...«, sagt Tessel nach einer viel zu langen Stille mit ihrer ausgefeilten Vorlesestimme, die viel affektierter klingt, als sie denkt.

Ein »Ksss« im Saal, das sie als Aufmunterung versteht.

Ein leises Murmeln in den Zuschauerreihen. Sie macht eine kurze Pause, um einen Schluck Wasser zu trinken. Sie schaut ins Publikum. Nette Leute, grau und höflich, die sieben Euro bezahlt haben, um an diesem Sonntagabend hier sein zu dürfen, in diesem Bibliothekssaal mit abgehängter Decke, um ihr zuzuhören, in der Hoffnung, etwas zu hören, was sie bereits kennen. Sie blinzelt hinauf zu den grellen Deckenlampen. Das Ksss vorhin, vielleicht hat sie es sich nur eingebildet. Oder war es ein Zeichen der Verärgerung? Undeutlich und aus der Ferne erklingt das Dröhnen eines Flugzeugs; sie hofft, dass ihr Vater einen guten Flug gehabt hat, und nimmt sich vor, ihm eine Nachricht zu schicken. Ach, vielleicht kann sie ihn besser später anrufen. Wenn sie es nicht tut, wer sollte es dann tun?

Eine der Frauen in der mittleren Reihe trägt einen Hut, einen wollenen Cloche; ein Stich in Tessels Unterleib, solch einen Hut würde sie nie zu tragen wagen. Zu viel Angst vor Spießigkeit. Vor Ältlichkeit, vielleicht ja. Solange sie sich erinnern kann, finden die Leute sie bereits »alt« für ihr Alter. Doch in den letzten Jahren scheint sich das Altern zu beschleunigen. Seit sie die Vierzig überschritten hat, kommt sie sich vor wie eine Fünfzigerin. Sie ist jemand geworden, die einen kleinen Regenschirm in ihrer Handtasche hat, denn man weiß ja nie. Jemand, die sich über Kellner ärgert, die eine Bestellung unbedingt im Kopf behalten wollen und dann mit Block und Stift wiederkommen. Jemand, die ja sagt, während sie einatmet. Die sich, bevor sie in Urlaub fährt, vor Verstopfungen fürchtet und zu lange nach den besten Mitteln dagegen googelt. Was haben diese kleinen Veränderungen zu bedeuten? Alles? Nichts? Sie ist jemand

geworden, die sich angesichts all ihrer neuen Angewohnheiten fragt: Ist dies endlich der unumstößliche Beweis dafür, dass ich mich verändert habe?

Wenn sie sich nicht verändert hat, warum gelingt es ihr dann seit nahezu sechs Jahren nicht mehr, um genau zu sein, seit der Veröffentlichung von *Der Uhrmacher*, die als enttäuschend oder sogar elitär-irritierend empfundene Fortsetzung ihres ziemlich erfolgreichen Romans *Sans rancune*, etwas Substanzielles zu schreiben? Sie kann doch schreiben, im Prinzip? Nein, daran zweifelt sie nicht, nicht wirklich. Ihre Zweifel sind abstrakter und liegen tiefer als die Dimension des handwerklichen »Könnens«: Sie fragt sich, ob sie überhaupt eine Schriftstellerin ist, jemand, der das gelebte Leben dem geschriebenen unterordnet. Verfügt sie über die Unbarmherzigkeit, die Wirklichkeit vor allem oder sogar ausschließlich als *Material* zu betrachten? Eine schreckliche Frage mit lauter schmerzhaften Antworten. Daher verwendet sie nun den Großteil ihrer Zeit darauf, Gutachten für Verlage zu schreiben, in Stiftungskommissionen zu sitzen, die Stipendien an Autoren vergeben, die mehr Mut als sie haben, und Lesungen zu halten. Einmal im Monat googelt sie sich selbst. Wenig neue Treffer. Ihr Wikipediaeintrag wurde seit anderthalb Jahren nicht aktualisiert; manchmal ist sie versucht, es selbst zu tun. Doch welche Neuigkeiten könnte sie hinzufügen? Sie meidet Buchpräsentationen von Kolleginnen und Verlagsempfänge. Aus Selbstschutz. Noch eine solche Zusammenkunft von talentierten, bewunderungswürdigen und beliebten Schriftstellern, die, anstatt ihre Liebe für diese rätselhafte Kraft, die sie verbindet, die Literatur, das Buch, zu erklären

und diese Liebe gemeinsam zu erforschen und zu vertiefen, es vorziehen, wie eine Trauergemeinde dazusitzen, Erdnüsse zu knabbern und über das Aussterben des Lesers, des guten Lesers, des wahren Lesers zu jammern. Noch eine einzige solche Zusammenkunft, und die Mutlosigkeit würde möglicherweise endgültig siegen. Tessel schaut noch einmal in den Saal. Keine Anmerkungen, keine Fragen. Sie weiß, was sie zu tun hat. Sie verlässt das Pult und kehrt mit einer alten Taschenbuchausgabe von *Sans rancune* zurück. Sie spricht Sätze, die sie bereits Hunderte Male gesprochen hat, und sie fragt sich, ob es nicht inzwischen der Text von jemand anderem ist, den sie vorliest.

In der zweiten Fragerunde hebt nur die Frau mit dem Cloche ihre Hand. »Also«, setzt sie an, als ihr ein Mikrofon unter die Nase gehalten wird; ihre Stimme klingt hoheitsvoll, jedoch nicht unangenehm; wie die einer Königin mit guten Nachrichten, »erst einmal vielen Dank für Ihre Lesung. Ich fand *Sans rancune* übrigens wundervoll. Es ist schon eine Weile her, aber ... Das will ich auch kurz sagen. Nicht, dass Sie denken ... Nun ja, gut, ich setz mich dann mal wieder.«

»Was genau wollten Sie fragen?« Tessel wird erst jetzt bewusst, dass man ihr soeben ein Kompliment gemacht hat. Zu spät, um darauf zu reagieren.

»Ach, ja, natürlich.« Sie steht wieder auf. »Ich fragte mich, ob wir bald vielleicht ein neues Buch aus Ihrer Feder erwarten dürfen? Das wäre ... Das fragte ich mich.«

»Das neue Buch wird noch eine Weile auf sich warten lassen. Leider.« Genau genommen steht davon eine halbe Seite auf ihrem Laptop, eine bizarre, ausführliche Beschrei-

bung einer kahlen Zypresse. Den Rest hat sie gelöscht. Sie hat sehr wohl eine Idee für ihren nächsten Roman, eine gute Idee, doch die muss sie mit aller Vorsicht behandeln. Wenn sie sich zu früh an die Arbeit macht, verdirbt sie möglicherweise alles.

Ganz selten einmal fantasiert sie über die einzige wirkliche Alternative zum Stillstand: aufhören zu schreiben, von heute auf morgen, etwas ganz anderes machen, einen Job suchen, jeden Monat an einem bestimmten Tag einen festen Betrag auf dem Konto. »Ein allwissender Erzähler wüsste, wann es so weit ist.« Sie lächelt, in der Hoffnung, damit für das Publikum etwas gutzumachen. Nach einem zögerlichen Applaus nimmt Tessel Blumen in Empfang, die sie bald darauf, im Tausch gegen Nachrichten aus der wirklichen Welt, dem Taxifahrer schenken wird. Sie verbeugt sich kurz und geht dann in den Personalraum, wo sie ihr Smartphone aus der Tasche nimmt und die Nachricht ihres Bruders abhört.